

Wiener Stadt- und  
Landesbibliothek

T

8805

A

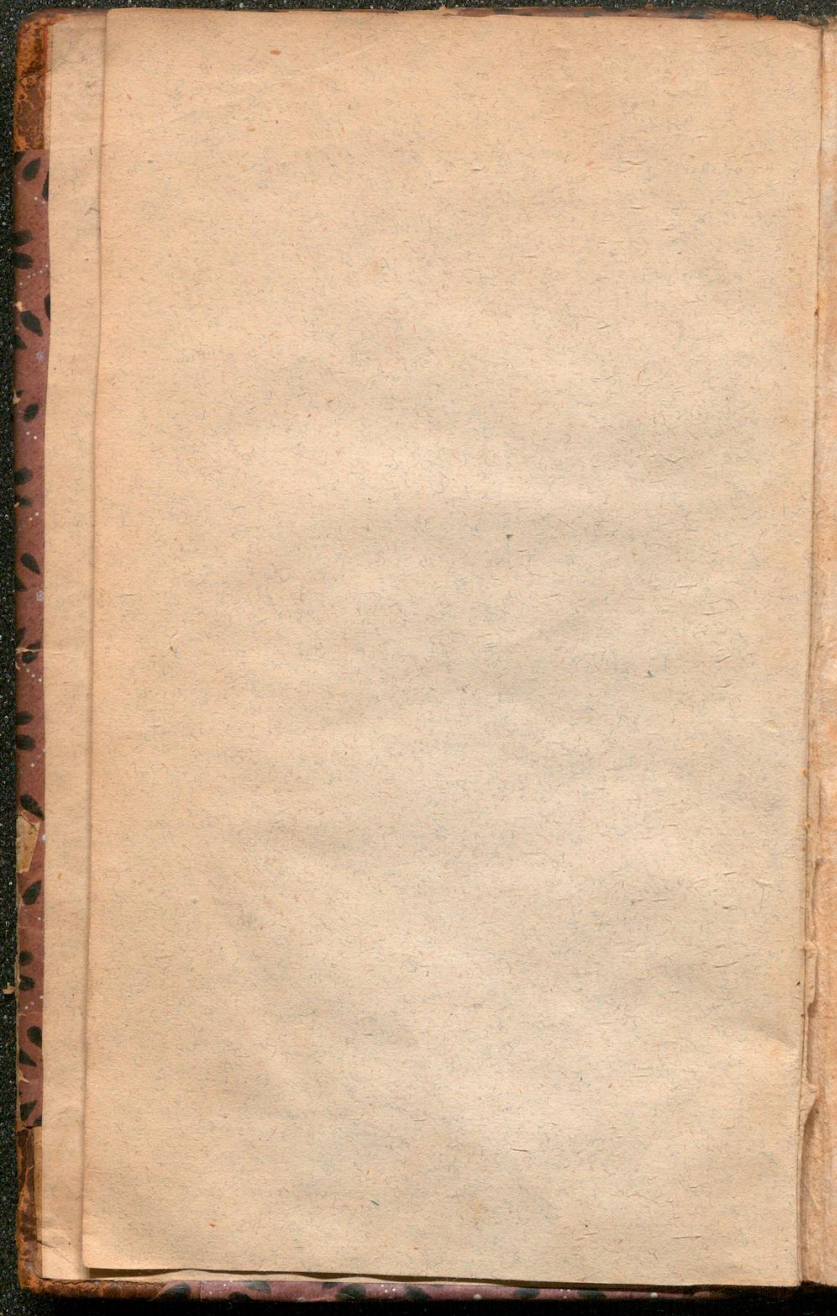
MA 9 - SD 25 - 50 - 7611 - 39532 - 45

365

~~F II S~~

F II S

A 8805



19  
N ü h r e n d e

# Erzählungen und Gespräche.

---

Aus den besten neuern Schriftstellern,  
zur Erweckung edler Empfindungen in den  
zarten Herzen der Jugend.

---

„Was ist Tugend? — Unsre Pflicht,  
Frei vor Gottes Angesicht  
Thun zu können, was man thut  
Immer edel, immer gut.“

Oberbeck.

---

W i e n,  
bey David Hummel und Compagnie.

---

1795.



---

## V o r r e d e.

---

Diese aus unsern besten Erziehungschriften gesammelten Erzählungen und Gespräche, werden sich gleich beim ersten Anblick allen vernünftigen Eltern empfehlen; noch mehr aber, wenn sie sich erst mit ihrem Inhalte werden bekannt gemacht haben. Sie sollen nicht nur junge Herzen auf die angenehmste Weise unterhalten, und unvermerkt dem nützlichsten Unterrichte öffnen; sondern auch zu vielen frommen, gottesfürchtigen, menschenfreundlichen Empfindungen Anlaß geben. Rechtshaffene Eltern, die ihren Lieblingen eine auf diese oder jene Gelegenheit passende Erzählung vorlesen, oder die

## V o r r e d e.

ganze Sammlung denen, die schon im Lesen geübt sind, selbst in die Hände geben, werden bald zu ihrem Vergnügen wahrnehmen, wie reichlich der Saame der Tugend, der Frömmigkeit und der Zufriedenheit mit den Wegen der göttlichen Vorsehung ausgestreuet worden sey.

Da der Ankauf des Buchs nur sehr gering ist, so darf ich hoffen, daß recht viele Eltern ihren Kindern diesen unschätzbaren Nutzen, sich selbst aber das reinste Vergnügen schaffen werden. Mir wird es äusserst angenehm seyn, wenn ich etwas darzu beygetragen habe.

Der Herausgeber.

---

## N a c h r i c h t.

Der Inhalt dieses Werkchens ist am Ende zu finden.



---

Nührende  
Erzählungen und Gespräche.

---

I. Der kleine wohlthätige Nirtil.

Der alte Likas saß bey Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn Nirtil, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehn, und wischte sich die Augen, die er oft gen Himmel richtete. Dies befremdete seinen Vater. Er rief ihn zu sich. Nirtil eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebevoller Vater nahm ihn vor sich in den Schooß. Was ist dir, Kleiner? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sahe, die von Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was? — Nichts, lieber Vater; war seine

Antwort; ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

Likas. Aber du hast ja geweint?

Mirtil. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Likas. Vor Freuden also? und was ist dir dann begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

Mirtil. Lieber Vater, verlange es nicht zu wissen.

Likas. Nicht? Und könntest du etwas haben, welches dein Vater nicht wissen dürfte.

Mirtil. Bester Vater! Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen?

Likas. Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

Mirtil. Du willst es, lieber Vater; und ich muß gehorsam seyn.

Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde gieng, um

ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüſche jemand reden, und ſchlich leiſe hinzu, um zu ſehen, wer es ſey. Es war ein armer alter Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein groſſes Bündel Holz, worauf er ſich mit dem Arme geſtüzt hatte. Sein Geſicht war blaß und abgezehrt, und ſeine Augen waren trübe von Thränen. Ich hörte, indem ich hinterm Buſche ſtand, ihn traurig mit ſich ſelbſten ſprechen: „Guter Gott, ſagte er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit.“ Indem er das ſagte, ſank er mit dem Kopfe auf ſeinen Bündel. Ich blieb noch eine Weile ſtehen, und da ſah ich, daß er eingeklappt war, ſchlich hin zu ihm und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen ſollte, neben ſeinem Kopfe auf dem Holze nieder. Dann lief ich her zur Mutter, bat ſie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder. Indem ich nun jetzt zurück kam, und wieder an den Buſch trat, hinter dem der Alte lag, weckte ihn mein Geräuſch. Was

sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrod  
 und die Flasche Milch erblickte! Ist ein  
 Engel Gottes hie gewesen, der mich und  
 meine Kleinen vom Tode retten wollte?  
 Aber wer du auch gewesen bist, liebe See-  
 le, die du dieses Labfal für uns hergelegt  
 hast; Gott segne, Gott belohne dich! —  
 Die Thränen flossen ihm dabei über die  
 Wangen. — Aber, fuhr er fort, ich Un-  
 glücklicher! wo werde ich den Weg aus die-  
 sem Walde finden? — Doch, Gott wird  
 mich leiten, daß ich meinen armen Klei-  
 nen diese Erquickung bringe.“ Er stand,  
 indem er dieses sagte, mit vieler Mühe  
 auf, besud sich wieder mit seinem Bündel  
 Holz, und schlich gebückt und ächzend fort.  
 Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm  
 eine Strecke vor, und kehrte wieder um,  
 ihm zu begegnen. — Gott grüße euch, gu-  
 ter Vater, sagte ich, indem ich bei ihm  
 war. Es wird euch wohl recht sauer, so  
 viel zu tragen? Gebt die Flasche mit der  
 Milch und das Brod mir her; ich will es  
 euch tragen für euch, und will euch füh-  
 ren, wenn ihr eure Hand auf meine Schul-  
 ter legen wollt. — Der Greis sahe mir

mit freudiger Verwunderung ins Gesicht; und sagte, indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt, mein Sohn, um mich aus dem Walde zu führen, worin ich mich verirrt hatte. — Ich fragte ihn, wohin er wollte; und so führte ich ihn zum Walde hinaus. Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unversehrt der liebe Gott für ihn gesorgt habe während seines Schlafs, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sei. „Alle Morgen, sagte er, und alle Abende sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat vom Tode uns errettet. Auch du, mein Sohn, setzte er hinzu, sollst gesegnet werden von uns, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie vor Hunger sterben.“ Ich bracht ihn bis nahe zu seiner Hütte. Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Haus kam und ihnen etwas zu essen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. — Du hast es gewollt, lieber Va-

ter; sonst hätte kein Mensch etwas davon erfahren sollen.

Der kleine Nirtel schwieg; und Lisas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust. —

Nun, rief er aus, will ich freudig sterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich seyn wird.

## 2. Der brave Mann.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bey derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird. Ein plötzlich einfallendes Tauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal aufschwellend. Die Gewalt des Grundeises riß eine der Brücken an beyden Ufern ein; nur der mittelste Bogen derselben that noch einigen Widerstand. Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Böllner mit seiner ganzen Familie befand. Das Geschrey dieser Unglücklichen, welche um Rettung steheten, zog eine Men-

ge Menschen herbei; aber da war keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Indes sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben. Plötzlich sprengte unter der Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde. Aber es fand sich keiner; denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien allen zu groß und zu erschrecklich zu seyn. — Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem niemand so viel Edelmut zugetraut hätte. Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. — Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile herab, in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer. — Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häu-

hen ein. — Die Luft erscholl von dem Frohlocken der Zuschauer. — Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar: aber wer erkannnte nicht, da er diesen kaltblütig zurück treten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen. — „Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab und Gut verloren hat: ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten.“ — Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge. — Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber gewiß, im Himmel steht er angeschrieben.

### 3. Der junge Reisende.

Drey Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 300 Reichsthalern erspart. Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Eltern die Erlaubnis dazu. Sie reiseten also ab, und freueten sich schon



zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden. Sie waren aber kaum zwey Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden. Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfs mit dem Löschen eines Brandes beschäftigt, der schon einige ihrer Häuser verzehret hatte. Die edlen Jünglinge blieben keine müßigen Zuschauer dabei. Sie halfen vielmehr, so viel sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht. Man dankte ihnen für ihre Hülfsleistung; sie aber sahen einander schweigend an, verstanden sich, giengen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300 Reichsthaler, welche sie verreisen wollten. „Verwenden Sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Besten der armen Abgebrannten.“ Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden; und das ist nun geschehen.“ — Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen; kehrten zurück nach

Ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute, und aller, die diese schöne That vernamen, folgten ihnen nach.

#### 4. Der gute Sohn.

Der Herr von R\*\*\* hatte sich als preussischer Werbepflichtiger, eine Zeitlang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück nach seinem Regimente gehen. Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bey ihm ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlgezogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu; und fragte, was er besorge? „Daß Sie mich abweisen,“ war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen. Nicht doch, sagte der Offizier; Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen: wie

Könnten Sie so was besorgen? „Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird.“ — Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier. Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfnis, zwingt mich, Hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben. — Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! — Morgen reissen wir von dannen. Und so zahlte er ihm die Hundert Gulden aus. — Der junge Mensch war entzückt. Er bat den Offizier, daß es ihm erlaubt seyn möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch etliche gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach in etner Stunde wieder da zu seyn. Dieser traute seinem ehrllichen Gesichte und ließ ihn gehen. Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas außerordentliches und geheimvolles bemerkt zu haben glaubte

te; so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen. — Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängniß laufen; allwo er anpochte und hineingelassen wurde. Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden: „Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bey ihm nieder; und führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien.“ Der Kerkermeister that, was er verlangte. — Der Offizier blieb noch etwas stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach. — Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benezt, ohne ein Wort zu reden. Es vergiengen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde. Gerührt gieng dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so

braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdien- de seiner Handlung. Er ist frey; und es reuet mich der Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat. — Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der letztere weigerte sich anfangs die ihm angebotene Freyheit anzunehmen. Er bat den Offizier ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einen so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen sein. Aber der großmüthige Offizier bestand dar- auf, daß er bleiben sollte; führte beyde an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bey seiner Abreise das frohe Bewußtseru mit, zwey Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

### 5. Liebe um Liebe.

Der junge Azamet war der Liebling sei- nes Herrn, des türkischen Kaisers. Die- ser erhob ihn in kurzer Zeit zu den höch-

nen Ehrenstellen, und machte ihn endlich  
 gar zu seinem Großvzier. Azamet, ge-  
 leitet durch den Rath seines Freundes, des  
 weisen Usbeck's, sahe sich kaum an dem  
 Ruder des Staats, als er zum Besten des  
 Landes verschiedene heilsame Veränderun-  
 gen vornehmen wollte. Dadurch aber mach-  
 te er sich viel Feinde unter den Grossen des  
 Reichs, welche ihn zu stürzen suchten. Es  
 gelang ihnen; Azamet wurde abgesetzt und  
 sein Vermögen eingezogen. Arm und hilf-  
 los verlies er Constantinopel, irrte eine  
 Zeitlang umher, bis er sich endlich in ei-  
 nem einsamen Thale zwischen felsichten Ge-  
 birgen niederließ. Hier lebte er allein in  
 einer kleinen Hütte, die er sich selbst erbaut  
 hatte, und bearbeitete einen kleinen Strich  
 Landes am Ufer des vorbeifliessenden Ba-  
 ches. Lange hatte sein bekümmertter Freund  
 Usbeck nichts von ihm erfahren können.  
 Endlich erhielt er die Nachricht von seinem  
 Aufenthalt, und eilte ihn aufzusuchen.  
 Er fand ihn bey der Arbeit auf seinem klei-  
 nen Ufer; und stürzte sich in seine Arme.  
 Beide blieben eine Zeitlang stumm vor  
 Freuden. Endlich rief der weise Usbeck

aus: o mein Azamet! Ich sehe, daß du deine Tugend in diese Wildniß mitgenommen hast; sie tröstet dich, wie ich in deinem zufriedenen Auge lese, über den erlittenen Verlust an Ehre und Gütern: aber hat sie dich auch über den Verlust der Gesellschaft trösten können? Wie kann man glücklich seyn, ohne sich geliebt zu sehen. Azamet gestand, daß der Verlust seiner Freunde das Einzige gewesen sey, welches er zu ertragen Mühe gehabt hätte. Indes, setzte er hinzu, es giebt keine so raube und unfruchtbare Gegend, wo nicht Liebe wachsen sollte, wenn man den Saamen derselben auszustreuen weiß. Sein Freund verstand nicht recht, was er damit sagen wollte. Indes näherten sie sich seiner Hütte; und sie hörten das Wiehern eines jungen Pferdes, welches ihnen springend entgegen kam. Es stand vor Azamet still, ließ sich von ihm streicheln, wieherte, und sprang von neuem, als wenns seine Freude über die Ankunft seines Herrn an den Tag legen wollte. Bald darauf liefen zwey junge Kühe

von der nahen Wiese herbey, und giengen hin und her vor Azamet, als wenn sie ihm ihre Milch anbieten oder ein Joch auf ihre Hörner fodern wollten. Nicht lange hernach sahe man zwey Ziegen mit ihren Jungen von Felsen herabspringen, und ihrem Herrn entgegen laufen. Es schien, als wußten sie vor Freude über seine Ankunft sich nicht zu lassen, so fröhlich hüpfen und tanzten sie vor ihm herum. Ein gleiches thaten vier oder fünf Schafe, welche sich ihnen zugesellten. Zu gleicher Zeit flogen auch einige Tauben herbey, die sich auf den Kopf, auf die Schultern und auf die Hand setzten, und mit ihren Schnäbeln freundlich plickten, als wenn sie ihn küssen wollten. Indem sie in dem kleinen Hofraum traten, erblickte ihn kaum der Hahn, als er ein grosses Freudengeschrey erhob; alle Hühner wurden dadurch herbengelockt, und drückten ihre Freude durch ein allgemeines Krackeln aus. Aber alle diese Freundsbezeugungen waren nichts gegen die Liebe, welche zwey aus der Hütte springende weiße Hunde ihm erwiesen.



Sie waren ihm nicht entgegen gekommen, gleichsam um ihn zu zeigen, wie treu sie die ihnen anvertraute Wohnung bewachten. Aber jetzt waren sie außer sich vor Freude. Sie jauchzten, liefen bald wie wahnsinnig um ihn herum, und krochen bald wieder in der demüthigsten Stellung zu seinen Füßen, die sie leckten. Bei der kleinsten Liebkosung, die sie von ihm erhielten, rannten sie, wie betrunken vor Freude, rund um die Hütte herum, und bellten und heulten aus allen ihren Kräften. Dann kamen sie ganz außer Athem zurück und legten sich ihrem Herrn wieder zu Füßen. Usbeck wurde durch alles dieses bis zu Thränen gerührt. Du siehst, sagte sein Freund zu ihm; daß ich noch eben der bin, der ich von Kindheit an war — ein Freund aller lebendigen Wesen. Ich wünschte mich von Menschen geliebt zu sehen; das Schicksal hat mich von ihnen getrennt. Was sollte ich thun? ohne Liebe und Gegenliebe zu leben, war mir unmöglich. Ich that also diesen Geschöpfen Gutes, und genieße ihrer liebevollen Dank.

barkeit. Du siehst also, daß es mir so gar zwischen diesen rauhen unbewohnten Felsen nicht an Gesellschaftern fehlt, und daß meine Einöde kein Grab ist. Ich lebe noch, mein theurer Usbeck: ich lebe; denn ich liebe und werde noch geliebet.

## 6. Die frommen Kinder.

**M**antchen und Leopold liebten ihre Eltern zärtlich, und wurden eben so zärtlich von ihren Eltern wieder geliebt. Seit einiger Zeit pflegten beyde, so oft sie ihr Frühstück genossen hatten, in den Garten zu laufen, und erst nach einer Weile zurückzukommen, um ihre Geschäfte anzufangen. Dieses nahm den Vater und die Mutter Wunder. Denn vorher waren beyde Kinder recht sehr fleißig gewesen, und hatten oft ihr Frühstück halb im Stiche gelassen, um desto geschwinder zu ihrer Arbeit oder zum Lernen zu kommen. Nun aber schien es, als wenn sie keine rechte Lust mehr hätten, sowohl zur Arbeit, als auch zum Lernen; weil sie im-

mer erst in den Garten liefen. Das machte nun ihre guten Eltern traurig: denn, sagten sie zu einander, wenn unsere Kinder den Müßiggang lieb gewinnen; so wird nichts Gutes aus ihnen werden. Der Vater fragte sie zuweilen: „aber, Kinder, warum lauft ihr denn immer so früh aus? Das könnte ja nachher geschehen; wenn eure Arbeit gethan ist!“ Allein die Kinder schwiegen still und sagten nicht, was sie im Garten machten. Endlich beschloß die Mutter, ihnen nachzugehen, um zu erfahren, was sie doch immer da vorhaben mögten? Sie sahe am andern Morgen, daß Nantchen und Leopoldchen nach einer dichten Laube liefen, die am Ende des Gartens stand. Sie gieng ihnen also nach. Da sie nun leise bis zur Laube hingegangen war und an der Seite stand wo sie eben durch das dicke Laubwerk ein wenig hinsehen konnte: Gott! was empfand da ihr mütterliches Herz, da sie die Kinder mit gefalteten Händen kniend auf der Erde erblickte! Sie zitterte vor Freude, da sie hörte, daß Leopold so zu Gott betete, indem Nantchen ihm leise nach-

sprach: „Ach, du lieber Gott, laß doch unfre guten Eltern noch lange nicht sterben!“ Wir lieben sie ja gar zu sehr, und wollten ihnen gern Freude machen, wenn wir erst groß geworden sind. „Ach mache uns auch recht fromm und artig, daß unser Vater und unsere Mutter sich alle Tage über uns freuen mögen!“ Hörst du lieber Gott? Wir wollen ja auch gern thun, was in deinen Geboten steht.“ Nach diesem Gebete standen beyde auf, gaben sich einander einen Kuß, und liefen vergnügt und hurtig wieder zurück nach Hause. Der Mutter flossen heisse Freudenthränen über die Wangen. Sie eilte zu ihrem Garten, drückte ihn fest an ihre Brust, indem sie ihm erzählte, was sie gesehen und gehört hatte; und beyde waren darüber so vergnügt und glücklich, als wenn sie schon im Himmel wären.

### 7. Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Tagelöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer,

sie zu ernähren. Zum Unglück fiel eine  
 theure Zeit ein, und das liebe Brod so-  
 stete nun noch einmal so viel, als vorher.  
 Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber  
 es war ihm doch unmöglich, so viel Geld  
 zu verdienen, als er nöthig hatte, um  
 seine hungrigen Kinder mit trockenem Bro-  
 de zu sättigen. Darüber war er nun un-  
 aussprechlich betrübt. Er rief seine Klei-  
 nen zu sich und sprach zu ihnen, indem  
 ihm die Thränen über die Wangen flossen:  
 „Meine herzenseleben Kinder, das Brod  
 ist so theuer geworden, daß ich mit aller  
 meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen  
 kann, als ihr braucht, um euch ganz satt  
 zu essen.“ Seht für ein einziges solches  
 Broddchen, muß ich alles Geld geben, was  
 ich den ganzen Tag über verdient habe.  
 „Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn ich  
 künftig das Wenige unter euch vertheile.“  
 Es wird freilich nicht genug seyn, daß ihr  
 satt davon werdet, aber es wird doch zu-  
 reichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet.“  
 — Mehr konnte der arme Mann nicht sa-  
 gen; er sahe gen Himmel und weinte. —  
 Seine Kinder weinten auch, und jedes

bachte bey sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch uns armen Kindern; hilf doch unserm armen Vater, und laß uns doch nicht verhungern! — der Vater theilte jetzt das Bröbchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie denen sechs Kindern. Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte: „Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin.“ Eßt ihr mein Stückchen, oder theilt es unter die andern aus. „Armer Junge! Und was fehlt dir denn?“ antwortete der Vater, indem er ihm in seine Arme nahm. Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen. — Und so legt er sich nieder. Der bekümmerte Vater gieng am andern Morgen hin zum Dokter und bat ihn: er möchte doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu helfen. Der Doktor, der ein frommer und recht edler Mann war, that das gleich, ungeachtet er wohl wußte, daß er nichts dafür kriegen würde. Er besah den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls; aber er konnte aus seiner Krankheit nicht klug

werden: Indes wollte er ihm doch etwas verschreiben. „Thun sie das doch nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb; denn ich würd' es doch nicht einnehmen.“ Nicht einnehmen? antwortete der Doktor; und warum nicht? —

Gottlieb. Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kann's Ihnen ja doch nicht sagen.

Doktor. Und warum nicht? Gottlieb, Gottlieb! du scheinst mir ein unartiger Junge zu seyn!

Gottlieb. Lieber Herr Doctor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Doktor. Gut! Ich will dich nicht zwingen, aber ich werd' es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb. Ach, um Alles nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Doktor. Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nichts einnehmen willst.

Gottlieb. Ach, lieber Gott! so muß

ichs Ihnen denn wohl sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen. —

„Der Doktor hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

„Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kan in dieser theuren Zeit täglich nicht mehr als ein einziges Brodchen verdienen.“

Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt jedes nur so ein Stückchen, und er selbst nimmt wohl gar nichts davon. „Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine arme Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollte ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten.“ Sehen Sie, deswegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte. „Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!“

Der Doktor trocknete sich die Augen und sagte: „Aber hungert denn dich nicht, mein liebes Kind?“

Gottlieb. Ach ja, mich hungert wohl recht sehr; aber das thut mir doch nicht



so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine lieben Geschwister hungern sehen muß!

Doktor. Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest?

Gottlieb. Das weiß ich wohl, lieber Herr; aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja denn bey dem lieben Gott und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinem Geschwister zu essen gebe. —

Der rechtschaffene Doktor war auſſer ſich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind ſo reden hörte. Er nahm es in ſeine Arme; drückte es feſt an ſein Herz und ſagte: „Nun, guter Junge, du ſollſt nicht ſterben!“ Unſer aller Vater, der liebe Gott, wird für dich und die Deinigen ſorgen. „Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bey dir.“

Er lief darauf nach Hauſe, bepäckte einen Bedienten mit allerhand Speiſe, und kam eiligſt mit ihm zurück zu dem kleinen Gottlieb und zu ſeinen hungrigen

Geschwistern. — Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle assen, bis sie satt waren. — Das war einmal ein Anblick für den guten Doktor! — Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb: er sollte unbekümmert seyn; er wollte selber für sie sorgen. — Das that er denn auch, der rechtschaffene Mann! — Er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten. — Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so, —

Der eine schickte ihnen Speise, der andere Geld, der dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten. So gar der Landesfürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für seine Geschwister hatte thun wollen, und war sehr gerührt und erfreut darüber. Er ließ den alten Bertram zu sich holen und sagte: „Ihr habt einen wackern Sohn.“ Daraus vermuthete ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt. „Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden sollten.“ Eure Kinder, besonders

Gottlieb, sollen in allen nützlichen Kün-  
sten und Wissenschaften unterwiesen wer-  
den; und wenn sie dann was rechts wer-  
den gelernt haben, so nehm ich es über  
mich, sie zu versorgen."

Bertram gieng von seinem gnädigen  
Fürsten geführt nach Hause, und dankte  
Gott auf seinen Knieen, daß er ihm einen  
so guten Sohn gegeben habe.

### 8. Gespräch zwischen einem vorneh- men Herrn und einem armen Greis.

Herr von G. (zu den Bedienten.)

**W**arum laßt ihr einen so guten Alten  
nicht grade zu?

Der Alte. Gnädiger Herr, sie woll-  
ten — ich aber wollte nicht.

Herr von G. Und warum?

Der Alte. Ich schäme mich es zu sa-  
gen, da ich Sie sehe. Ich thue etwas,  
das ich nicht gewohnt bin. Ich komme —  
zu betteln.

Herr von G. Water! — wäret ihr

mein selbstlicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dies habt ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bey mir; seydt so gut einer davon zu seyn.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit —

Serr von G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was wichtiges, Herr! zu sterben — ich will es wohl alles sagen, wenn wir allein sind — ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Serr von G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun! meine Tochter und ihr Mann haben mich zwen Jahre ernährt. —

Serr von G. Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemanden aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? Ich lehnte dies Geld einem Kavalier! der es and trank, und war fröhlich und guter Din-

ge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr von G. Und ich höre sie so gern, beträf es mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte. Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tode gearbeitet hätte. — Da fiel ich aber einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schliessen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, kuriert' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medezyn gebraucht. Was einem in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fieng an zu wollen, ich wollte im ganzen Ernst; allein ich konnte nicht, — ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen! Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand. —

Herr von G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Manne einen Sohn! was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Kreuzer nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Frentische, auch aus Gnade und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan?

Herr von G. Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! Aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnis abgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbnis — und diesen Sterbepfennig, Herr, haben sie angreifen müssen — drum gehe ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freinde haben, mein Begräbnis bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt' ich nicht.

So bin ich, Herr! ein alter Mann, als  
 kein ein junger Bettler!

Serr von G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das  
 sag' ich nicht, meinet und meiner armen  
 Lieben wegen! —

Serr von G. Verzeihung, Alter, daß  
 ichs gefragt habe; Gott züchtige mich, wenn  
 ich euch nachsehe.

Der Alte. Das ist brav, gnädiger  
 Herr! in acht Tagen sehn sie gen Himmel;  
 dann (Gott sey gedankt) dann ist meine  
 Wohnung nicht mehr geheim —

Serr von G. (giebt ihm fünf harte  
 Thaler,) Nehmt, Vater, Gott sey mit  
 euch! —

Der Alte. Herr, so viel! Mein Herr!  
 so war es nicht gemeint, ich brauche nur  
 noch einen Thaler, das Uebrige hab' ich  
 nicht nöthig. — Im Himmel brauch' ich  
 nichts.

Serr von G. Gebt's euren Kindern.

Der Alte. Behüte Gott, Herr! mei-  
 ne Kinder können noch arbeiten — sie selbst  
 brauchen nichts.

Serr von G. Zum Haus, Alter!

Der Alte (dringt ihm das übrige Geld wieder auf.) Es steht schon!

Herr von G. Ihr macht mich rothe Vater!

Der Alte. Nun, da sind wir's beyde. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für Sie beten können, als ich. —

Herr von G. Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte. Ich hoff', ich hab auch Gott bewegt, der laß es Ihnen nicht missen!

Herr von G. Wollt ihr was essen?

Der Alte. Ich habe schon gegessen, Milch und Brod —

Herr von G. Aber mitnehmen?

Der Alte. Nein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verderben. Es wär ein schlechter Dank beym lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen sollte. Doch — ein Glas Wein, ein singiges! —

Herr von G. Mehr, Vater! —



Der Alte. Mein, Herr, nur eins. Mehr trag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letztenmal von Gewächs des Weinstocks bey ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen seyn, den ich in der Welt nehme, sonst würd ich nicht gesobert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten. —

(Der Herr von G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)  
— den letzten Wein! Das Nachtmahl, habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott, erquickte den Beber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr von G. (Der den Wein bringt.)  
Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte. (zum Himmel.) Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank. (Er trinkt etwas) Jetzt — (zum Herrn von G. indem er mit ihm anstößt) Gott schenke Ih-

nen ein sanftes Ende, wie ichs gewiß haben werde.

Herr von G. Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitt euch! Kein Mensch soll euch sehen! wenn ihr es so wollt. —

Der Alte. Mein, Herr! ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel —

Herr von G. Gott, grosser Gott, womit kann ich euch dienen?

Der Alte. Herr! ich wünschte Ihrentwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber guter Herr; allein ich hab' auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren.

Herr von G. Gleich —

Der Alte. (allein) Zum letztenmal gelabt! Dort wird es besser seyn.

Herr von G. (bringt ein paar Handschuhe.) Hier, Alter!

Der Alte. Den einen brauch ich nicht; nur einen hab ich gefodert.

Herr von G. Warum den andern nicht auch?

Der Alte. Dieser Hand fehlt nichts. Es ist blos die Linke, die die Lust nicht

vertragen kann. — Ich werd an Sie denken! (Er giebt dem Herrn von G. die rechte bloffe Hand.)

Herr von G. Und ich an euch! O Mutter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten —

Der Alte. Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr von G. Noch einmal euere Hand, Alter! Es ist Seegen Gottes drinnen!

Der Alte. Gott segne Sie!

Herr von G. Und helf euch!

### Fortsetzung.

Junker Wilhelm, der Sohn des Herrn von G. war anfangs mit im Zimmer gewesen und hatte gesehn, daß der gute Alte nicht mehr als einen Thaler annehmen wollte. Er war darauf hinausgegangen, um seine Sparbüchse zu besuchen. Dann hatte er sich hinter eine Gartenhecke versteckt, bis der alte Mann über gieng. Er steh ihn erst ziemlich weit gehen; dann lief er ihm nach auf dem Feldwege und rief: Vater! Vater! — der

Alte stand still und der Kleine, der zu ihm kam, sagte: „Lieber Mann, mein Vater, der erst kürzlich hieher gekommen ist, und fremdes Geld mit sich gebracht hat, könnte ihm wohl einen Thaler gegeben haben, der in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Laß er mir jenen sehen, hier hat er einen andern dafür.“

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand, und wollte den andern aus seiner Tasche hervorziehen.

Aber husch! flog Junker Wilhelm davon, und noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sah gen Himmel und rief aus: Gott! Gott! giebt es schon hier solche Engel, was werd ich erst im Himmel sehen!

9. Thue Gutes und vermeide Böses,  
auch im Verborgenen.

Der alte Ehrenreich gieng mit seinem jüngsten Sohne, Sännechen, weit ins Feld

spaziren. Es war an einem angenehmen aber noch ziemlich warmen Herbsttage. — Vater, sagte Sännchen, da sie bei einem Garten vorbei kamen, der mitten im Felde lag, mich dürstet gar zu sehr! Mich auch mein Kind, antwortete Ehrenreich: aber wir müssen Geduld haben, bis wir zu Hause kommen.

Sännchen. Dort steht ein Birnbaum, der ganz voll von schönen reifen Birn hängt.

Ehrenreich. Ich sehe; aber der steht im Garten!

Sännchen. Der Zaun ist nicht hoch, wir könnten hinüber steigen.

Ehrenreich. Und was würde der, dem der Garten angehört, dazu sagen, wenn er hier käme?

Sännchen. Der ist gewiß nicht hier, und es ist auch keiner da, der's ihm wieder sagen könnte!

Ehrenreich. Du irrst, mein Kind; einer wenigstens würde es gewiß sehen, und der müßte uns deswegen strafen, weil wir etwas Böses thäten.

Sännchen. I, wer denn?

Ehrenreich. Der, welcher überall zu-  
gegen ist, welcher uns immer sieht, immer  
weiß, was wir thun — Gott!

Sännchen. Ach ja; daran hab ich  
nicht gedacht.

In diesem Augenblicke richtete sich  
ein Mann auf, der ungesehen hinter dem  
Zaune im Grase gelegen hatte. Es war  
der Besitzer des Gartens, welcher Sänn-  
chen folgendermassen auredete:

„Danke Gott, mein Sohn, daß dein  
frommer Vater dich verhindert hat, in den  
Garten zu steigen und etwas zu nehmen,  
das nicht dein war! Wisse, daß ich un-  
ter diesem Birnbaum, um ihn vor Die-  
ben zu bewahren, Fußangel habe legen  
müssen. Du würdest hineingetreten ha-  
ben und immer lahm geblieben seyn. Aber  
weil du auf die Erinnerung deines Va-  
ters den unsichtbaren Gott gefürchtet, und  
das Unrecht, das du begehrtest, nicht aus-  
geführt hast: so will ich dir gern von  
des Baumes besten Früchten geben.“ Er  
gieng darauf hin, schüttelte den Baum,  
und brachte Sännchen einen ganzen Hut  
voll der schönsten Birnen. Ehrenreich woll-

te ihm Geld dafür geben; aber der Mann wollte es nicht annehmen. — Warum nicht? fragte Ehrenreich. — Darum antwortete der Mann, weil eben der Gott, der nicht will, daß wir Böses thun sollen, es gerne sieht, wenn wir Gutes thun und unsern Nächsten helfen, wo und wie wir können. Er wird mich diese paar Birnen nicht missen lassen. — Ehrenreich drückte ihm die Hand, sah gerührt zum Himmel, und gieng mit seinem Sännschen weiter.

Sännschen. Das war doch ein recht guter Mann!

Ehrenreich. Das ist er; und so sind Alle, die auf das, was ihnen täglich begegnete, geachtet, und daraus gelernt haben, daß der liebe Gott kein Gutes unbelohnt und kein Böses unbestraft lassen kann.

Sännschen. Hätte uns der liebe Gott denn wohl auch bestrast, wenn wir Birnen genommen hätten?

Ehrenreich. Hast du nicht gehört, was uns würde widerfahren seyn?

Sännschen. Ja, aber Gott hatte doch die Fuhangel nicht dahin gelegt?

Ehrenreich. Nicht er selbst; aber doch war es nicht ohne sein Wissen und ohne sein Zulassen geschehen, daß der Mann sie dahin legte.

Gott, mein liebes Kind, lenket und regieret alle Dinge in der Welt, und er lenket und regieret sie so, daß sie dem guten Menschen zum Lohn, dem Bösen aber zur Strafe dienen müssen. Hör, ich will dir davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe.

Da ich noch klein war, wie du, und in meines Vaters Hause war: da hatten wir zwey Nachbarn, einen auf der rechten, den andern auf der linken Seite. Der eine hieß Schmid, der andere Müller. Schmid hatte einen Sohn, der hieß Christian, und Müller hatte auch einen, welcher Konrad hieß. Hinter unserm Hause und hinter den Häusern unserer Nachbarn waren kleine Gärtchen, welche durch Hecken von einander abgesondert wurden. Nun hatte Christian, des einen Nachbarn Sohn, den Fehler, daß er immer gern mit Steinen warf, ohne sich erst recht anzusehen, ob er auch Niemand schaden



würde. Dies that er auch oft, wenn er in seines Vaters Garten war. Da warf er mit Steinen in unsern und des Nachbarns Garten, so daß keiner darin vor seinem Werfen sicher war. Sein Vater hatte dies einmal gemerkt, und verbot es ihm nachdrücklich. Aber unglücklicher Weise hatte dieses Kind entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß man auch alsdann nichts Böses thun müsse, wenn man ganz allein ist. Er hatte entweder noch nicht gehört, oder schon wieder vergessen, daß alsdann wenigstens Gott bey uns ist, und alles sieht, was wir thun. Da er nun einmal ganz allein wieder im Garten war: kriegt er abermals Lust, sich durch Werfen zu ergötzen; und weil er wußte, daß sein Vater ausgegangen war, so glaubte er, daß es ihm nicht schaden würde. Zu eben der Zeit war auch Nachbar Müller mit seinem Konrad im Garten. Dieser Konrad hatte eben den Fehler, daß er glaubte, es wäre genug, wenn man nur in anderer Leute Gegenwart nichts Böses thäte. So bald man allein wäre, dachte er, könnte man thun,

was man wollte. Sein Vater hatte eine geladene Flinte bey sich, um die Sperlinge zu schliessen, die ihm die Kirschen abfrassen. Sie standen in einer Laube und erwarteten, daß die Sperlinge kommen sollten: aber da wurde Konrads Vater abgerufen, weil ein Fremder zu ihm gekommen war. Er ließ die Flinte in der Laube stehen, und sagte im Weggehen zu Konrad: du, rühre mir ja nicht die Flinte an! Jetzt war Konrad allein. Was kann es mir denn schaden, dacht er, wenn ich ein bißchen mit der Flinten spiele? Ich werde ja keinen damit todt schiessen, und der Vater ist ja nun im Hause! — Er ergrif die Flinte, und exerzierte damit, wie ein Soldat. Dann wollt er versuchen, ob er auch wohl schon den Hahn spannen könnte. Er legte also die Flinte auf die Hecke recht nach Nachbar Schmidts Garten hin, und nun faßt er den Hahn, um ihn aufzuziehen. In eben dem Augenblicke warf Christian aus seinem Garten mit einem scharfen Stein herüber; traf Konrads Auge; Konrad ließ vor Schrecken und Schmerz den ausgezogenen Hahn fah-

ren; puf! gieng der Schuß los, und o weh! o weh! hörte man in beyden Gärten schreien. Konrad war um sein Auge, und Christian hatte den ganzen Schuß ins Bein bekommen. Jener wurde blind, dieser lahm, und beyde blieben es ihr Lebenslang.

Sännschen. O der arme Cristian und der arme Konrad!

Ehrenreich. Sie waren sehr zu bedauern, vornehmlich deswegen, weil jeder von ihnen nicht bloß sich, sondern auch den andern mit unglücklich gemacht hatte. — Und doch wars im Grunde für beyde ein wahres Glück, daß es so gekommen war.

Sännschen. Warum, Vater?

Ehrenreich. Das will ich dir sagen, siehst du, Sännschen, wenn der liebe Gott diese Kinder nicht bestraft hätte: so würden sie immer fortgefahren haben, Böses zu thun, so bald sie allein gewesen wären. Nun aber lernten sie aus ihrer Erfahrung, daß dasjenige Uebel, was die Menschen auch nicht sehen, doch von Gott gesehen und bestraft werde. Daher besserten beyde

sich, wurden fromm und gut, und scheuten das Böse, auch wenn sie in der größten Einsamkeit waren. Und das war es eben, was Gott wollte, da er sie bestrafte: denn dieser gute himmlische Vater züchtigt uns aus keiner andern Ursache, als damit wir uns bessern mögen.

Sännschen. Nun will ich auch niemals wieder Unrecht thun, und wenns auch schon kein Mensch sieht!

Ehrenreich. Gott erhalte dich bey diesem Vorsatze, mein Lieber!

Jetzt waren sie wieder zu Hause gekommen.

10. Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

**E**uch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seyd, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost erzählt ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sey, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen. Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen ist, die man knurrige, oder bissige nennt. — Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt: so ließ sie das Gesicht hängen. Grif jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen. Wurd ihr etwas befohlen, was sie nicht gerne that; oder wurd ihr etwas abgeschlagen, was sie gern gehabt hätte: so brummte sie für sich, oder warf beym Hinausgehen die Thüre heftig hinter sich zu. Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden. Zwar bereuete sie meist immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber: aber doch fiel sie immer wieder vom neuen in denselben zurück. Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer gieng. Die

Mutter gebot ihr zurückzubleiben, gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hineingerufen. Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sahe. Sie konnte kein Wort sprechen. „Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und ließ auf diesem Papier, für wen dies alles soll!“ — Meta trat näher und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte:

„Für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. —

Sie schlug darauf die Augen nieder und sagte kein Wort. „Nun, Meta, fragte die Mutter, für wen ist? — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen. „Hier ist noch ein Zettel, sagte die Mutter; laß sehen, ob dieser dich auch nicht nennt.“ Meta las:

„Für ein unfreundliches, mürrisches

Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. —

Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. — Die Mutter weinte auch, halb ausummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Neue desselben. „Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast.“

Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es eher nicht nehmen, bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich seyn soll. Hebe du mir alles so lange auf, und sage mir, wenn ich es nehmen soll. „Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Kommode, gab dem Kinde den Schlüssel dazu, brauche ihn, sagte sie, sobald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.“ Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hätte. Da schmiegte sie sich eines Tages um den Hals ihrer lieben Mutter und fragte mit halberstickter Stimme: „Darf ich jetzt

Liebe Mutter?" — Du darfst, mein Kind," antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. „Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?" Ich habe immer daran gedacht antwortete Meta; und dann so hab ich auch alle Morgen und Abende den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden." Die Mutter vergoß die süßesten Freudenstränen. Meta nahm die ihr zugeordneten Sachen in Besitz, und sahe sich nachher geliebt von allen Menschen. — So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen. Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines solchen Kindes, welches eben dieser garstigen Untugend schuldig war. Dieses Kind wurde dadurch so gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Metas Beispiel zu folgen, um auch so gut und so liebenswürdig zu werden, als sie. — Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verur-



sachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten. Welch Kind wollte sich und andern nicht auch gern diese Freude machen: lieber gesellig und liebevoll, als zänktisch und mürrisch zu seyn?

## II. Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„**W**illst du das lassen!“ und „sieh mal, Mutter, da thut Peter wieder dies und das!“ So hörte man beständig die kleine Herrschsüchtige. Friederike rufen, der bald dies, bald jenes nicht recht geschah. — Besonders mußte der jüngere Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestimm tabeln und herrschen lassen. Bald machte er dies, bald jenes nicht recht; vornehmlich beim Spielen.

Da hatte immer Friederike das Wort; da wollte sie immer alles nach ihrem Kopfe gemacht haben, und wenn nicht alles, was sie verlangte, den Augenblick geschah: gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und trau-

rig da stehen. Die guten Eltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnt; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von allen geliebt würde, da hingegen ein Mädchen, das immer seinen Willen haben wollte, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sey: aber umsonst! Sie blieb wie sie war. Alle andere Kinder fiengen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen: aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken. Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bey ihren Eltern. Dieser hörte eine Zeitlang mit Erstaunen zu, wie Friderike alle Augenblicke ihren Bruder mit Hestigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „Wenn das meine Tochter wäre: so wüßte ich wohl, was ich mit mir thäte!“ Und was denn? fragte die Mutter. Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurbart, und ließe sie Korporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könn-

te; und nicht verständigern und gesittetern Menschen, als sie ist, durch ihr ewiges Regieren zur Last fielen. „Friederike stuzte, ward feuerroth und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Von dem Augenblicke an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens; und beschloß; sich von diesem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich zur Erfüllung. Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Erinnerungen ihrer Mutter bessern liesse, als zu erwarten, daß auch einmal so ein verständiger Mann komme und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr zu einem Korporal, als zu einem liebenswürdigen Mädchen taue.

## 12. Ein Beyspiel großmüthiger Wohlthätigkeit.

Vor etwa sieben Jahren ward in der grossen Stadt Paris das Brod so theuer!

daß viele arme Leute Hunger litten. Es lebte damals ein Prinz, der Herzog von Orleans genannt, der sehr fromm und mitleidig war. Dieser freute sich, daß der liebe Gott ihm so viel Geld beschert hatte, und half damit allen Armen, die er kannte. Eines Morgens gieng er in einem grossen Garten allein spazieren, nur schlecht gekleidet, wie ein gemeiner Bürgermann. Seinen Wagen und seine Bedienten hatte er vor der Thür gelassen. Auf einmal sprang ein Mann hinter der Hecke hervor, hielt ihm die Pistole auf die Brust, und forderte vier Louisd'or von ihm. Der Mensch zitterte, indem er so vor ihm stand, am ganzen Leibe, und sahe aus so blaß, wie der Tod. Der Herzog sahe ihn mitleidig an, grif in seine Tasche, gab ihm das verlangte Geld, und ermahnte ihn, sich künftig auf eine ehrliche Weise zu nähren. Der Räuber gieng; und der Herzog sah ihm nach, bis er zur Gartenthür hinaus war. Darauf rief er einen seiner Bedienten, und befahl demselben, dem Manne nachzugehen, und sich zu merken, wo er bleiben würde. Der Herzog selbst fuhr

ruhig nach Hause, und sagte keinem, was ihm begegnet war. Nach einiger Zeit benachrichtigte ihn der Bediente, der Mann sey zuerst zu einem Becker gegangen, habe demselben zwey Louisd'or für alte Schuld bezahlt, dann hab er einen ganzen Arm voll grobes Brod gekauft und sey damit nach Hause gerennt. Seine Wohnung wäre in einer kleinen abgelegenen Gasse viele Treppen hoch. Der Herzog sagte dem Bedienten, es wäre gut; und weiter nichts. Am folgenden Morgen setzt er sich in den Wagen, nahm einige Bediente mit, und ließ sich nach dem Hause des Räubers fahren. Hier stieg er aus, kletterte die unbequemen Treppen hinan, und klopfte an die Thüre eines Zimmers, in welchem der Räuber wohnen sollte. Dieser that die Thüre selbst ihm auf, und fuhr, da er ihn sahe, wie vom Blitz getroffen, zurück. Aber Gott! welch ein Anblick! — Eine Frau und sechs Kinder lagen krank und ausgehungert auf dem Boden. Ihre Gesichte waren mit Wundenbläse überzogen, und nur einige wenige alte Lumpen bedeckten die Blöße ihrer abgezehrten Leiber. Lange konnte der unglück-

liche Vater dieser jammervollen Familie kein Wort hervorbringen; endlich warf er sich vor dem Herzog auf die Knie und sagte mit zitternden Lippen, indem er auf seine Frau und seine Kinder zeigte: „Sehen Sie hier, mein Herr was mich bewogen hat, Sie zu berauben! Schon seit drey Tagen hatten diese Unglücklichen kein Stückchen Brod genossen; der Becker, dem ich schuldig war, wollte mir nicht mehr borgen. Schon sahe ich mein Weib und meine Kleinen den langsamen und schrecklichen Tod des Hungers sterben. Die Verzweiflung ergrif mich; sinnlos lief ich aus, begegnete Ihnen und that, was ich sonst um aller Welt Güter Willen nicht gethan haben würde. „Uebergeben Sie mich der Gerechtigkeit; gern, gern will ich den Tod leiden, den ich verdient habe: aber o! — (hier umfaßt er die Knie des Herzogs) wenn Ihr Herz des Mitleids fähig ist, so erbarmen Sie sich meines Weibes, erbarmen Sie sich meiner armen Kleinen! „Die kranke Mutter und die ausgehungerten Kinder krochen gleichfalls laut weinend herbey, und steheten um Erbarmung für

den Gatten, um Erbarmung für den unglücklichen Vater. Der Herzog wischte sich die Thränen ab; gebot allen ruhig zu seyn; und gab dem Manne nur einige liebreiche Ermahnungen. Dann zog er seinen Geldbeutel hervor, gab ihn dem Manne, und befahl ihm, erst das Nothwendige zur Erquickung seiner armen Familie einzukaufen, und dann zu ihm nach seinem Pallast zu kommen. Hier erkannten die Unglücklichen den Herzog, und wenig fehlte, daß der Mann nicht vor Schrecken niederfiel. Er wollte eine neue Entschuldigung sammeln; aber der gute Herzog gebot ihm, sich zu beruhigen, und wiederholte den Befehl, daß er zu ihm kommen sollte. Da er hin kam, kündigte ihm der Herzog an, daß ihm monatlich eine gewisse Summe zum Unterhalt seiner Familie angewiesen sey; und daß er selbst auf dem Schlosse immer Arbeit finden, und reichlich dafür belohnt werden sollte. Der gerührte Mann zerfloß in Thränen der Dankbarkeit; und seitdem vergieng kein Tag, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern sich nicht auf die Knie warf, um Gottes belohnen

den Segen für seinen edelmüthigen Wohlthäter zu ersehen.

### 13. Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessin den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Da er bis zu dem Kamin herabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darinnen waren. Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: „ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!“ Nach einer kleinen Weile dachte er: „wie, wenn du sie mitnimmest? — aber, da wäst du ja ein Dieb!“ — „Es würde es aber doch niemand wissen!“ dachte er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer;



Geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein. Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopf. Wo er gieng und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versucht es, den Gedanken los zu werden: aber umsonst! Es war ihm zu Muth, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurückjögte. Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen. — Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sey allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bey schwachem Mondschein liegen sah. Schon streckt er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, diamantne Ohrenringe, Urmänder und dergleichen mehr erblickte. „Soll ich?“ sagt er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten. Soll ich? — Aber wär ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebenlang? — Könnt ich wohl jemals wieder ruhig schlafen; könnst ich wohl jemals einem wieder frey ins Angesicht sehen?“ — Wohl wahr!

— Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen; hätte alle Tage vollauf zu essen und zu trinken!“ — Und wenn ich nun entdeckt würde? — aber wie könnt ich entdeckt werden? Es siehts ja keiner? —“

„Keiner? — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können? — Bey diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauer. „Nein! sagt er, indem er die Diamanten wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!“ Und mit diesen Worten eilt er auf eben den Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war. Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dieses mit angehört, und den Knaben selbst beym Mondenscheine erkannt, Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

„Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmest du denn gestern die Uhr und die Diamanten nicht?“ — Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie und konnte vor Angst kein Wort sprechen. „Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort; danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten. „Von nun an sollst du bey mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge.“ — Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht: er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen. — Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen; und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

## 13. Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sahe, da eilte sie ihm zu helfen, so gut sie immer nur konnte. Einmal fuhr sie mit aufs Land. Da sahe sie bey einer Brücke einen Trup Jungen, die einen Hund am Stricke herbey schleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Roth besudelt, und sahe über dem sehr häßlich aus. — Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt. Darauf fragte sie die Knaben: ob der Hund toll sey? — Welches diese mit Nein beantworteten. — Ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen. Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sey, und wollten sie bereben, ihn wieder hinaus zu werfen. Aber sie sagte: ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist esend, und das ist mir genug, um

nich seiner anzunehmen. Zu Hause spot-  
tete jeder über ihren Schoßhund, wie sie  
ihn nannten: aber Julie kehrte sich nicht  
daran. Sie that ihm täglich Gutes, und  
der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er  
immer bey ihr war, wo sie gieng und stand.  
Einst, da sie sich des Abends niedergelegt  
hatte und schon eingeschlafen war, sprang  
der Hund auf einmal auf ihr Bette, zerr-  
te sie am Ermel und heulte so erbärmlich,  
daß sie davon erwachte. Sie erschreckt, da  
der Hund fortfuhr zu bellen, indem er im-  
mer unter die Bettstelle sah, und stand  
endlich auf, um die Bedienten Herben zu  
rufen. Diese kommen und fanden unter  
dem Bette — einen Dieb, welcher gestand,  
daß er Julien alles habe wegnehmen wol-  
len — So hatte sie also, die Befreyung  
von dieser Gefahr und Beraubung, dem  
Mitleid zu verdanken, welches sie mit dem  
armen Hunde gehabt hatte.

### 15. Die Macht der kindlichen Liebe:

**P**rösus, König in Libien, hatte einen  
einzigsten Sohn, welcher stumm war. Dies

fer begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem persischen König Cyrus führte. Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwerdt aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte ihn die erschreckte kindliche Liebe plötzlich folgende Worte aussprechen: „Soldat willst du den Krösus erschlagen?“ Der Soldat erschrock, und des Königes Leben war gerettet.

### 16. Denke nichts Arges von deinem Nächsten.

**E**in braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Frieden gemacht hatte, und seiner Dienste nun nicht mehr bedurfte. Der Mann gerieth dadurch in grosse Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er gieng daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben mögte. Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kunn-

te, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bey ihm zu essen. Bey der Tafel zog der Minister eine goldne Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie, als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie gieng von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum. — Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Priese nehmen: aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe. Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meynte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken beygesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber keiner sagte, daß er sie gefunden habe. Da sagt ein anderer Gast: es müßte der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde und seine Taschen vor jedermanns Augen umkehrte. Er selbst machte den Anfang. Alle andere folgten seinem Beyspiele. Da aber die

Reihe an den abgedankten Offizier Fam; weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun. Man sagte ihm, er würde sich dadurch sehr verdächtig machen: aber er antwortete, daß sein ganzes vorübergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bey seiner Weigerung. Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sey, und alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und gieng nach aufgehobener Tafel zu Hause. Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schoße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder zu ihm nöthigen sollte. Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offenen Armen entgegen gieng, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er mögte ihn doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Tasche nicht habe um-



Fehren wollen? — Jetzt antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen sagen, gestern konnt ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden einer oder der andere seyn mögte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte. — Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bey Ihnen speisen würde. Ich hatte mir dabero unterwegs eine Wurst zur Mittagmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst nun würde Jedermann gesehen, und mancher darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun. Der Minister umarmte ihn von neuem, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten; und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bey der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer. Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefun-

den worden sey, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen würde. —

Diese Geschichte habe ich euch, meine lieben jungen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und — es ist besser, Andere für gut, als für zu schlimm zu halten.

### 17. Die aufrichtigen Kinder.

**W**ilhelm und Sannchen bekamen an einem schönen Nachmittag von ihrer Mutter die Freyheit, ganz allein in dem Garten zu spielen. — Sie hatten sich denselben Morgen durch ihr sehr gutes Betragen diese Freyheit erworben. — Eine ganze Zeit spielten sie so schön und so vergnügt, als gute Kinder immer zu spielen pflegen. Nun standen an der Gartenmauer

verschiedne Obstbäume; unter welchen ein  
 junger Pfirsichbaum war, der zum ersten-  
 male trug. Er hatte wenig, aber desto  
 schönere Früchte. Die Mutter hatte noch  
 keine davon gebrochen, ob sie gleich schon  
 reif waren: sie wollte sie dem Vater, der  
 verreist war, aufheben, bis er wiederkä-  
 me. Weil sie den Kindern einmal verbo-  
 ten hatte, Früchte im Garten zu pflücken,  
 oder aufzulesen und ohne Erlaubniß zu  
 essen, und des Gehorsams von ihnen schon  
 gewohnt war: so sagte sie diesmal der  
 Pfirsichen wegen nichts. Als die Kleine  
 genug gespielt, liefen sie miteinander umher,  
 besahen die schönen Früchte an den Bäu-  
 men, und freueten sich darüber. Sie ka-  
 men auch an den Pfirsichbaum, und da la-  
 gen zwey schöne Pfirsichen auf der Erde,  
 die eben herunter gefallen waren. Wil-  
 helm sah sie zuerst, vergaß das Verbot  
 der Mutter, langte darnach, aß eine,  
 und gab Sannchen die andere, die sie auch  
 verzehrte. Als sie damit fertig waren,  
 fiels Sannchen ein, daß die Mutter es ih-  
 nen oft verboten, Früchte zu essen, die sie  
 ihr nicht vorher gezeigt. Ach, lieber Wil-

Helm, sagte sie, wir sind ungehorsam gewesen, nun wird unsere gute Mutter unwillig auf uns werden, was wollen wir machen?

Wilhelm. Ich, sie weiß es ja nicht!

Sannchen. Aber sie muß es wissen, lieber Wilhelm; du weißt ja, daß sie uns auch große Fehler leichter vergiebt, wenn wir nur aufrichtig sind und sie gestehen.

Wilhelm. Ja, aber wir sind ungehorsam gewesen, und du weißt auch, daß sie den Ungehorsam allemal bestraft!

Sannchen. Und wenn sie uns nun straft, so thut sie's ja aus Liebe, und wir werden es dann künftig nicht so leicht wieder vergessen, was sie uns verboten oder befohlen hat.

Wilhelm. Du hast recht, liebes Sannchen. Aber sie wird wieder betrübt werden, daß sie uns strafen muß — und traurig kann ich sie gar nicht sehen.

Sannchen. Ich auch nicht, lieber Wilhelm; aber wird sie nicht noch betrübter werden, wenn sie's erfährt, daß wir ihr einen Fehler verschwiegen? Und würden wir sie mit so einem heimlichen

Vergehen im Herzen dreist ansehen können?  
Und müßten wir nicht roth werden, wenn  
sie uns liebkoset, uns ihre lieben Kinder  
heißt, und wirs nicht mehr verdienen?

Wilhelm. Ach, Sannchen, ich sehe  
schon, du weißt das besser als ich. Komm,  
wir wollen hingehen, und ihr unsern Un-  
gehorsam gestehen.

Sie umfaßten sich beyde, und giengen  
Hand in Hand hin. — Liebste Mutter,  
sagte Sannchen, wir sind ungehorsam ge-  
wesen; straf uns nur, wie wirs verdie-  
nen. Aber sey uns nur nicht böse, und  
kränke dich nicht; wir hatten dein Verbot  
bloß vergessen. Hierauf erzählte Wilhelm,  
was sie gethan, ganz genau, wie es die  
Wahrheit war. Die gute Mutter war  
von der Aufrichtigkeit ihrer Kinder so ge-  
rührt, daß sie häufige Thränen vergoß.  
Die Strafe des Ungehorsams erließ sie ih-  
nen dasmal gern, weil, wie sie glaubte,  
ihr Schmerz darüber schon hinreichend war,  
sie künftig zu warnen, wenn sie in Gefahr  
kämen, ungehorsam zu seyn.

## 18. Die Klätſcherin.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie den böſen Fehler angenommen, daß es nichts verſchweigen konnte. Erfuhr es alſo etwas, welches man geheim halten wollte, ſo brannte es ihm auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle ſeine Freunde und Bekannte von dem Geheimniſſe benachrichtiget hatte. Das Schlimmſte dabey war, daß es auch alle das Böſe, was es von andern hörte, dem erſten dem beſten erzählte, ohne zu bedenken, daß es manchem dabey groſſes Unrecht thun, manchen bitteren Kummer zuziehen könne. Dieſe kleine Klätſcherin wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hauſe, und für alle andere, in deren Geſellſchaft ſie kam. Denn wo ſie nur war, da ſäete ſie durch ihre Klätſchereyen den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerley Unheil aus. Was Wunder, daß man anfieng, ſie zu fliehen? ſie zu verabscheuen? Man that dies durch-

gänglich, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundin, ja nicht einmal eine Gesellschafterin mehr. Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verhängen; und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von allen abgelehnt. Das machte sie endlich aufmerksam auf ihre Fehler. Sie sahe ihn ein, und wollte sich davon bessern. — Aber wehe demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für den hält es schwer, — sehr schwer, — sich jemals ganz davon wieder los zu machen!

Jungfer Schnickschnak, — so hieß dies unglückliche Mädchen, brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundertmal fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundertmal vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen. — Jetzt war sie erwachsen; aber da war keiner, der sie zur Gattin zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehoert habe, eine Klättscherin zu seyn, das wußte keiner, weil seit vielen Jahren keiner mehr Umgang mit ihr gehabt

*W W*

hatte. Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umganges Verzicht thun. — So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden!

### 19. Sachzorn.

Johannes war ein 'guter Junge, daß fast kein Tag hingienge, da er nicht sowohl an Kenntnissen zunahm, als Fehler einsah und abschafte.

Nur ein Fehler klebte ihm lange an, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue abgekauft. Er war nemlich äußerst auffahrend, sobald ihm von seinen Gespielen jemand aus Versehen etwas zuwider that. Er pflegte alsdann sogleich um sich zu stoßen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz alle Zeichen eines aufgebrachtten und seiner Vernunft nicht mächtigen



tigen Menschen von sich blicken zu lassen,  
 was auch seine Lehrer sich für Mühe ga-  
 ben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklich-  
 ste Leid zu machen. Endlich traf sich,  
 daß ihm eben einer seiner Mitschüler et-  
 was mittheilte, was er von einem der  
 Lehrer gelernt hatte. Seine Wißbegierde  
 war alsdenn so groß, daß er sich durch-  
 aus durch nichts im Zuhören stören lassen  
 mogte. Unglücklicherweise kam der kleine  
 Gottlieb, und zapfte ihm ein paarmal am  
 Kleide, daß er mit ihm zum Spiel im  
 Garten kommen sollte. Er war böse, stieß  
 ihn von sich, und zwar so stark, daß der  
 arme Gottlieb, der nicht fest auf den Fü-  
 ßen stehen mogte, zurück, und mit dem  
 Kopf an einen Stein slog. Da lag er —  
 ohne Besinnen, und weil er eben gegen  
 eine scharfe Ecke des Steins gestogen war,  
 so slog das Blut Stromweis die Schläfe  
 Herunter. Gott, welcher ein Anblick für  
 den armen Johannes, der nichts weniger  
 gewollt, als Gottlieb leid zu thun! —  
 Er stürzte über ihn her, schrie laut — er  
 ist todt! er ist todt! — ich habe Gottlieb  
 getödtet, und statt daß er auf Mittel deno

Fen sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bey ihm liegen. Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrey aus seinem Fenster gehört. Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf, trug ihn auf ein Bette, und besprüzte ihn mit kaltem Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam. Dies war freylich etwas für den armen Johannes; aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu nehmen. Nun ward die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen können, um wirklich tödtlich zu seyn. Es ward ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundstieber, und fieng an zu fantasiren. Johannes wich nicht von seinem Bette; weder Tag noch Nacht, und das immer in einer fürchterlichen Todesstille; Denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil niemand ihn trösten konnte oder tadeln wollte. Nur Gottlieb rief ihm oft in seiner Fantasie zu — lieber Johannes — was habe ich dir gethan, daß du mir so böse bist? Vergieb mirs, vergieb

mir! ich will dich nie wieder beleidigen." Dies trieb denn vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch größern Gegenstand des Mitleidens, als der Kranke selbst war. Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fieng an zu heilen — und nach wenig Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufsitzen. Wer ist fähig sich Johannes seine Freude vorzustellen? Gewiß niemand, als der ganz die Angst gefühlt, die ihn, während Gottlieb in Gefahr war, durchquälte. Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernstern Reue, und mit einem so festen Vorsatz, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, vermischt, daß ihm fast keine Freude anzusehen war. So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Miene an, und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, seinen Nachjorn völlig zu besiegen. Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; denn Gottlieb behielt von seinem Fall nichts nach, als eine Narbe in

der Schläse, die Johannes nie ohne Küß-  
 rung ansah, und oft mit Dank gegen die  
 Vorsehung Gottes, küßte. — Ihr aber,  
 lieben Kinder, die ihr auch etwa von  
 dem Fehler des Sackzorns übereilet wer-  
 det, wolte ihr ihn nicht lieber bey Zeiten  
 zu bezwingen suchen, ehe irgend jemand,  
 odtr ihr selbst, dadurch in Todesangst und  
 Gefahr geräth? —

## 20. Eine sonderbare Dankfagung.

Ein reicher und angesehener Chinese  
 war darauf stolz, daß er ein Kleid trug,  
 welches mit den kostbarsten Edelgesteinen  
 überall besetzt war. Ein alter und schlecht-  
 gekleideter Bonze (so nennt man die Geistli-  
 chen in China) folgte ihm durch verschie-  
 dene Strassen, neigte sich oft vor ihm bis  
 zur Erde, und dankte ihm zu wiederholten-  
 malen wegen seiner Edelgesteinen. „Mein  
 Freund, antwortete der Reiche, ich habe  
 dir nie Edelgesteine gegeben.“ — Ganz  
 recht! fuhr der Bonze fort; aber ihr gebt  
 mir doch die Gelegenheit sie zu sehen, und

einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterscheid, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren, und diese Bemühung wünsche ich mir nicht, aber sie ist doch meines Dankes werth. — Die Lehre, meine lieben jungen Freunde, ziehet euch selbst aus dieser Geschichte.

## 21. Die treue Magd.

**E**s lebte noch vor kurzen eine Witwe — wo? habe ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das Meiste verloren hatte. Nur ein kleines Kapital war ihr übrig geblieben, von dessen Zinsen sie nothdürftig leben konnte. Durch den Bankrot eines Kaufmanns, den man für sehr reich und für völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen letzten Rest ihres kleinen Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig; denn Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts mehr übrig, als entweder sich in ein Hof-

pital aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen. Zwar hatte sie in einer benachbarten grossen Stadt einen nahen Anverwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können: aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloseten Menschen, die für fremde Noth zu wenig Gefühl haben. Er liess sie also hilflos. In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bey sich hatte, und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmal sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebe reiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau, auch während ihres vormaligen Wohlstandes erfahren hatte, flökte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen. „Nein sagte sie daher (auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen) ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen; und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war. „Lohn brauche ich nicht; denn ich habe mir von ihrer vormaligen Frengeligkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt.

Außerdem habe ich noch 25 schöne harte  
 Gulden, die ich an unsern Nachbar ausge-  
 liehen habe. Auch kann ich nähen und  
 stricken; erhält also der liebe Gott mich  
 nur gesund: so will ich schon für uns beyde  
 Brod schaffen." — Die arme Wittwe war  
 über diese Erklärung äußerst gerührt, und  
 nahm, weil das gute Mädchen darauf bes-  
 stand, die treuen Dienste desselben dankbar  
 an. Die Magd hielt mit Freuden Wort,  
 und ernährte zwey Jahre lang die Wittwe  
 und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hän-  
 de, bis die erstere starb. Die Treue die-  
 ses guten Mädchens blieb auch nicht unbe-  
 lohnt. Kurz vor dem Tode der Wittwe war  
 auch ihr reicher Verwandter gestorben, und  
 ihr, als seiner einzigen Verwandtin, fiel  
 nun sein ganzes Vermögen zu. Aber für  
 sie selbst kam diese Hülfe zu spät: denn sie  
 war schon so schwach, daß sie unmittelbar  
 darauf starb, ohne einmal verordnen zu  
 können, wie es mit der Erbschaft gehal-  
 ten werden sollte. Das ganze Vermögen  
 fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber  
 glücklicher Weise hatte der Fürst von dem  
 edelmüthigen Betragen der Dienstmagd

Nachricht erhalten. „Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt gelassen werden. Die ganze Erbschaft soll ihre seyn.“ — Das Mädchen erhielt sie auch; und alle, welche davon hörten, freuten sich über die Großmuth des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

## 22. Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser ward einmal gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste wäre?

Das Schwerste, antwortete Thales, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen. Eben dieser Thales grüßte einmal einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber gieng stolz vorüber und dankte ihm nicht einmal. — Die Freunde des Thales mein-



ten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf wäre, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten. Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher, als jener, bin?

### 23. Von einem merkwürdigen Korbmacher.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer junger Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wollte, wenn er sie geheirathet hätte? — Er antwortete: er würde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. „Aber wovon?“ fragte der Alte wieder. „Nun erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich grosse Güter besitze, die meine Eltern mir hinterlassen haben.“ Ich weiß; „fuhr der Alte fort;“ aber ich möchte wissen, ob sie denn nichts haben, das sicherer, als alle Güter, wä-

re, und was Ihnen niemand rauben könnte? —

Jüngling. Ich verstehe Sie nicht recht.  
Edelmann. Nun so muß ich mich denn wohl erklären. Können Sie kein Handwerk?

Jüngling. Nein!

Edelmann. Nun so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling. Und die Ursache?

Edelmann. Weil ich diese keinem Andern, als einem solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmal verloren gehen sollten.

Jüngling. Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann. Meine Tochter soll bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, gieng er nun wieder zu dem Edelmann,

und erhielt, was er wünschte. Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten alles, was sie hatten im Stich lassen, und nach Holland flüchten. Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowol, als auch seine eigene Familie, durch sein Körbmachen. — Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen deutschen Edelmann zu, daß man so künstliche Korbarbeit bey ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Eltern seyn mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmal euch ernähren könnt, wenn alles andere verlohren geht! Dies wird überdem seinen vielfachen grossen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon machen dürft! —

#### 24. Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Saye, einem Prediger auf

dem Lande, sehr viel Gutes hörte: so befaß er, daß ihm außer dem, was er zuvor erhalten hätte, noch einige Hundert Thaler, Jahr vor Jahr ausgezahlt würden: denn er wollte, daß der Mann sich pflegen sollte. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntag auf seine Kanzel und sprach:

„Der König hat mir bezeuget, daß er mit mir und mit meinem Verhalten unter euch zufrieden ist. Er hat mir auch einige Hundert Thaler angewiesen, die ich alle Jahr erhalten, und wie ich nur will, gebrauchen soll. Höret also, lieben Leute, was hierbey meine Meynung und mein Wille ist! „Böses habe ich euch freylich nie erwiesen, Gutes aber, soviel ich gekonnt; und das ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen. Darüber fühlt aber auch ein jeder, der dieses thut, recht grosse Freude in sich selbst; dadurch wird er den Menschen lieb und Gott angenehm: und das ist gewiß Belohnung genug. Ich suche also weiter keinen Lohn, als diesen, und wisset also, ich würde mich selbst für unverschämt ansehen, wenn ich auch noch

vom König eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld also, das er mir angewiesen hat, das sey nicht mir; sondern euch geschenkt; und höret nun, wozu es euch geschenkt seyn soll." Ihr wißt, unsre Strassen im Dorfe und unsere Wege hier herum sind schlecht. Ihr könnt nicht soviel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wohl solltet, wenn Strassen und Wege ebener wären. Ihr fahret auch eure Wagen zu Grunde, und ihr erschweret eurem Zugviehe die Lasten; — wir wollen also von diesem Gelde die Strassen und die Wege ebener machen. „Ihr habt überdem auch Felder, auf welchen das Wasser stehen bleibt, welches eure Saaten verderbt, so daß ihr fast nichts davon erndten könnt; — wir wollen also Gräben ziehen, das Wasser ableiten und dadurch eure Erndte verbessern." Ihr habt auch Sümpfe und Moräste und die nützen euch zu nichts. Wir wollen also diese eure Sümpfe und Moräste durch Gräben vom Wasser befreien, sie austrocknen und dadurch eure Felder und euer Einkommen vermehren. „Ihr habt endlich auch dort

nigte, wüste und sandigte Plätze und auch diese geben euch keinen Vortheil: wir wollen also die Dornen ausrotten, und was wir nicht düngen, nicht mit Gras oder Getraide besäen können, das wollen wir mit guten Obstbäumen, oder mit Weinstöcken oder auch mit wilden Bäumen bepflanzen; denn: denn wenigstens wachsen Fichten oder Weiden darauf." Dies also und dergleichen wollen wir thun! Alle Jahre erhalten wir das Geld; alle Jahre wollen wir daher etwas thun und immer soviel, als wir können. In wenigen Jahren wird dann gewiß das Nöthigste bey uns geschehen seyn; und wisset ihr, was wir dann thun wollen? „Dann wollen wir, so wir noch leben, an unsern Nachbarn thun, was wir an uns gethan haben. Dann wollen wir sehen, welchen unter ihnen unsere Hülfe am nöthigsten ist. Zu denen wollen wir gehen, sie freundlich grüßen, und ihnen sagen: — „Gönnet uns, lieben Brüder, die Freude, daß wir euch helfen! Eure Wege, eure Felder, eure Moräste, eure wüsten Sandflecke u. s. w. wollen wir verbessern und brauchbar machen, eben

so, wie es nun die unsrigen sind, und so weiter. „So wollen wir alsdann an ihnen auch handeln. Und dann, o ihr Leute! dann siehet Gott, der Menschen Vater, mit Lust auf euch Herab; dann lieben euch eure Brüder; dann sind sie bereit, euch wieder zu helfen; dann loben sie eurentwegen unsern Gott; dann beten sie zu ihm für euch, und sie und ihre Nachkommen segnen euch und eure Kinder und Kindeskinde!“ —

Ohngefähr also redete der würdige Priester, und derselbe hob nun seine Hände gen Himmel und wollte beten. Aber das Herz des Volkes schlug zu stark; es konnte sich nicht länger halten und schrie: — „es lebe der König! Es lebe unser Pfarrer!“

## 25. Die Folgen einer schlechten Erziehung.

Ein paar Eltern vom Stande hatten einen einzigen Knaben: dieser war schön und wohlgestaltet: Ursachen genug, warum sie

ihn äufferst liebten. Nichts würde nöthiger gewesen seyn, als ihm eine gute Erziehung zu geben! — Er hatte auch recht gute Fähigkeiten; aber die Liebe der Eltern, anstatt ihn glücklich zu machen, wenn sie weniger nachsichtig gewesen wäre, war Schuld an seinem Verderben. — Damit es diesem lieben Söhngen nicht beschwerlich fallen mögte, ließ man ihn nichts lernen. Er blieb also in der größten Unwissenheit: und was noch schlimmer war, so verwies man ihm keinen Fehler, noch vielweniger bestrafte man ihn darüber: denn das arme Kind hätte weinen mögen: Kurz in allem bequemte man sich nach seinem Willen. — Daraus entstand bey ihm der unerträglichste Eigensinn: er vertrug sich mit niemanden, widersetzte sich allen und seine erst zwar kindischen Streiche, arteten gar bald in Bosheit aus. — So wuchs dieser Knabe immer mehr herauf, und seine Hartnäckigkeit mit ihm. Endlich hatte er die Verwegenheit, sich seinen eigenen Eltern zu widersetzen, wann sie sich ihres Ansehens einmal bedienen wollten. — Dieß schmerzte sie so sehr, daß



sie bald, eines nach dem andern, starben.  
 — Nunmehr glaubte das Söhngen, Herr  
 aller seiner Handlungen zu seyn, ob er  
 gleich keine gehörig zu thun wußte. Er  
 verthat in Kurzem das ganze väterliche  
 Vermögen, welches ansehnlich genug war,  
 und da er auch nichts gelernt hatte, so  
 war er eben so wenig im Stande, für sich  
 etwas zu erwerben, wodurch er sich hätte  
 ernähren können. — Arm, und von al-  
 len rechtschaffenen Leuten verachtet, irrte  
 er nun umher, und wollte sich aufs Bet-  
 teln legen: er fand aber wenig mitleidige  
 Herzen, weil man wußte, oder mutmaßte,  
 daß er an seinem eigenen Unglücke  
 schuld sey. — Er faßte also den Entschluß,  
 unter die Soldaten zu gehen. — Da er aber  
 weichlich erzogen war, sich niemals zur  
 Ordnung gewöhnt hatte, nicht zu gehor-  
 chen wußte, noch durch Fleiß zur Arbeit  
 abgehärtet worden, und überhaupt hun-  
 dert lächerliche Streiche vornahm: so mußte  
 er täglich die härtesten Strafen ausste-  
 hen. Aber auch diese besserten ihn nicht,  
 und sein Hauptmann sah sich endlich ge-  
 nöthigt, ihn fortzujagen. — Er gesellte

sich darauf zu einer Räuberbande, wurde bald nebst einigen dieser Bösewichter gefangen, und zu einem schmachlichen Tode verdammt.

Wöchten sich doch alle Eltern und Kinder an dieser Erzählung ein Beyspiel nehmen!

## 26. Die Belohnung guter Auf- führung.

Der Hauptmann, unter dessen Compagnie der in voriger Geschichte benannte bösar- tige junge Mensch gestanden, hatte seine Jugend ganz anders zugebracht. — Sein Vater war der ärmste Händler in einem Dorfe. Kaum hatte er so viel, die Blöße dieses seines Sohnes zu bedecken, und ihm das Leben zu erhalten, ob es gleich auch das einzige Kind war. — Der Knabe fühlte bald das ganze Elend seines traurigen Zu- standes, und dachte darüber nach. Eines Tages entschloß er sich zu dem Pfarrer des- selbigen Orts zu gehen, und ihn zu fra- gen, ob er ihm kein Mittel zu sagen wisse,

wie er sich seinem Elende entreißen könn-  
 te? — Der Pfarrer antwortete ihm,  
 daß durch Frömmigkeit, Tugend, Fleiß  
 und Arbeit alles zu überwinden möglich  
 sey. — Wie sehr freute sich dieses Kind  
 über diese Nachricht! — Der Pfarrer der  
 seinen guten Willen, und eben so guten  
 Verstand bewunderte, behielt ihn bey sich,  
 gab ihm was er zur Nothdurft brauchte,  
 und schickte ihn in die Schule. — Hier  
 war er so fleißig, daß er bald alle seine  
 Schulkameraden übertraf. Gerne wäre er  
 nun auf eine höhere Schule gegangen, um  
 seinen Fleiß in guten Künsten und Wissen-  
 schaften fortzusetzen: aber dazu fehlten ihm  
 die Mittel. Indessen mußte sein Dörf-  
 chen Rekruten stellen, weil dem Vaterlan-  
 de ein Krieg bevorstand. Gottfried, (so  
 hieß der nun erwachsene Jursche) sah die-  
 ses als einen Ruf für sich an, zumal da er  
 dadurch vielen wohlhabenden Eltern den  
 Kummer ihre Söhne zu verlieren, erspar-  
 te. Diese gaben ihm zur Dankbarkeit ein  
 ansehnliches Stücke Geld, und er hatte die  
 Freude, dadurch seinen armen Eltern ihr  
 Leben zu erleichtern. — Endlich war er

überzeugt, daß man in jedem Stande Gott dienen, sein und seines Nächsten Wohl befördern, und, auch als Soldat, ein rechtschaffener Mann seyn könne. — Seine vorher erlangten Kenntnisse und die Rechtschaffenheit in kleinen Geschäften seines Berufs, seine Ordnung und Fleiß in seinem Dienste, sein Muth in Gefahren, — erwarben ihm bald den Beyfall aller seiner Vorgesetzten; diese empfahlen ihn weiter, und so wurde er endlich Hauptmann. Er blieb aber nicht nur bey dieser Ehrenstelle. Seine frommen Eltern sahen ihn von einer Stufe der Ehre und der Glückseligkeit zu andern fortgehen. Er wurde Obrister, ja endlich gar General, und leistete seinem Vaterlande die erspriesslichsten Dienste. Dabey vergaß er niemals seiner geringer Herkunft, entriß seine armen Eltern ihrem elenden Zustande, und pries mit ihnen die Vorsehung, die niemals Tugend und Rechtschaffenheit unbelohnt läßt.

### 27. Die gewonnene Mutterliebe.

**E**ine junge Wittwe, hatte zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die sie mit

vieler Sorgfalt erzog: Doch liebte sie den Sohn mehr als die Tochter. Emilie, so hieß die Tochter, fühlte, ungeachtet ihrer Jugend, den Unterschied, den die Mutter machte, nur zu sehr; hieng aber ihrem Kummer bloß in der Stille nach. Da sie zum Unglücke nicht schön war, so mußte sie alle Augenblicke zurückstehen, und alle Schmeicheleyen, alle Süßigkeiten — wurden ihrem Bruder nur allein geschenkt. Die Bedienten und Mägde erwiesen sogar dem guten Mädchen Verachtung, weil sie dadurch das Wohlwollen ihrer Frau zu gewinnen wußten. Der Bruder dieses guten Mädchens war schön, und hatte wirklich viel Einnehmendes. Man sagte es ihm aber beständig unter vielen Schmeicheleyen und Liebkosungen, und er ließ sich auch nicht umsonst gesagt seyn. — Emilie bemühte sich vergebens, durch beständige Aufmerksamkeit auf alle ihre obliegenden Pflichten, durch Sanftmuth und Rechtschaffenheit ihre wenige Schönheit des Körpers zu ersetzen — man schien es gar nicht zu bemerken! — Ihr vortrefliches Herz entgieng den Augen, die nur gewohnt wa-

ren, auf das Aeufferliche zu sehen. Ihre Mutter, wenig gerührt von dem Beweise ihrer Zärtlichkeit, die sie schon bey dem Tode ihres Vaters gegeben, blickte sie nur mit Widerwillen an. Stets fand sie etwas an ihr zu tadeln, und forderte eine Vollkommenheit an ihr, die selbst Leuten von reiferm Alter zu erreichen unmöglich ist. — Diese verblendete Mutter ward krank: ihre beyden Kinder erwiesen ihr alle kindliche Sorgfalt. Emilie aber die in den matten Blicken ihrer kranken Mutter eine Linderung der äussersten Strenge fand, die gemeiniglich die Ergießung ihres empfindsamen Herzens zurück hielt, übertraf ihrem Bruder weit an geschäftiger Liebe und Beharrlichkeit. Auf die mindeste Bewegungen ihrer Mutter aufmerksam, errieth sie alle Bedürfnisse, und half ihnen ab, ehe man es von ihr verlangte. So lange nur ein Anschein von Gefahr da war, verließ sie ihr Bette nicht. Bitten und Berweise, nichts bewog sie, auch nur einen Augenblick der Ruhe zu genießen. — Endlich wurde die Mutter wieder gesund. Ihre glückliche Wiederherstellung zerstreute die

Furcht der zärtlichen Emilie. Aber ihre Schüchternheit gewann eben so wieder die Oberhand, als der Mutter ihre Strenge gegen sie zunahm. — Eines Tages da sich die nun völlig wieder hergestellte Mutter mit ihren zwey Kindern über die Zufälle ihrer gehaltenen Krankheit unterhielt, und ihre kindliche Liebe und Vorsorge gelobt hatte, setzte sie hinzu: Jedes von beiden sollte zwey Stücke zur Belohnung fordern, sie sollten also fordern, und sie gewiß erhalten, wenn es nur nicht über ihr Vermögen wäre. — Was willst du, sagte sie zu ihrem Sohne? — Mama, antwortete er: eine schöne Uhr und einen Degen. — Die sollst du morgenden Tages haben: und du, Emilie — Ich? ich, versetzte sie ängstlich, und wagte es nicht weiter zu reden. Ich unterstehe mich nicht — Du sollst, rede, ich befehle es dir. — Dieser strenge Ton, den sie nur zu gut kannte, schlug sie vollends ganz nieder. Sie warf sich ihrer Mutter zu Füßen, sah mit thränenden Augen nach ihr auf, und stammelte bloß diese Worte: „Nur zwey so zärtliche Küsse, als sie eben meinem Bruder

gaben!" — Die Mutter, auf das Lebhafteste gerührt, sah auf einmal den Schleyer verschwinden, der bisher ihre Augen verdeckt gehalten hatte. — Sie schloß ihre Tochter in ihre Arme, drückte sie mit Entzücken an ihre Brust, und schämte sich nicht ihre bisherige fehlerhafte Strenge gegen die gute Emilie zu gestehen. — Man stelle sich vor, wie sehr Emilie gerührt war! ihr Herz zerfloß in Liebe. Zum erstenmale ruhte sie an dem Busen ihrer Mutter, sammelte ihre Thränen auf ihren Wangen auf, und klagte sich an, daß sie bisher eine so kostbare Zärtlichkeit nicht zu verdienen gewußt! — Auch der Bruder ward von diesem Ausbruche gerührt, vereinigte seine Umarmungen, liebkosete seine Schwester, und Mutter und Kinder genossen nun von der Stunde an ein Glück, das nur gefühlt werden kann, wenn man wie die gute Tochter Emilie fühlt.

### 28. Trauriges Schicksal zweyer vorwizigen Knaben.

In einer gewissen Handelsstadt lebte ein Kaufmann, der zween Söhne hatte. Der



Älteste war ungefähr sieben, der Jüngste  
 aber erst sechs Jahre alt. Beyde wurden  
 von ihren Eltern aufs zärtlichste geliebt.  
 Da ihr Vater öfters, seiner Geschäfte we-  
 gen, grosse Reisen zu Pferde machen muß-  
 te, so pflegte er allezeit ein paar geladene  
 Pistolen mit sich zu führen. Wenn er dann  
 zurück kam, schoss er dieselben gemeinig-  
 lich los, oder zog die Ladung zu Hause her-  
 aus, damit Niemand sich oder andern Scha-  
 den zufügen mögte. Dem ungeachtet hatte  
 er seinen Söhnen ein vor allemal verbo-  
 ten, sowohl die Pistolen, als auch andere  
 Schießgewehre in die Hände zu nehmen,  
 weil Kinder damit noch nicht umzugehen  
 wissen, und sich, oder andere leicht damit  
 verletzen können. Ueberhaupt aber gab er  
 ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen  
 seyn würden, mit dergleichen Gewehren  
 niemals zu spassen, weil daraus schon gar  
 öfters grosses Unglück entstanden wäre. —  
 Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von  
 einer Reise zurück, weil er aber bald wie-  
 der zu verreisen gedachte, so schoss er die-  
 sesmal seine Pistolen nicht los. Er legte  
 sie in seine Kammer. Daß seine Söhne

ſie da anrühren würden, beſorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein vor allemal verboten. — Aber was geſchah? — Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, ſpielten Wilhelm und Chriſtian (ſo heißen die beyden Knaben) in eben dieſer Kammer. Die Piſtolen lagen auf dem Tiſch. Laß uns einmal Soldaten ſpielen, ſagte Wilhelm zu ſeinem jüngern Bruder, indem er eine der Piſtolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortet Chriſtian, weißt du nicht, daß es uns verboten iſt, die Piſtolen anzurühren? „Wohl wahr, ſagte Wilhelm; aber „wir wiſſen ja, daß ſie nicht geladen ſind; denn der Vater ſagte ja deutlich, daß er ſie immer erſt abſchieße, ehe er zu Hauſe komme. Und verderben werden wir ja auch nichts daran: ſieh nur, ich weiß ſchon recht gut, wie man den Haber aufziehen muß;“ Und ſo zog er den Haber an beyden Piſtolen auf. „Der Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Piſtolen anfaffen ſollten. — Nun ſtelle dich dabin, und gieb acht, wie ich Kommandire; wenn ich Feuer! ruſe: ſo

mußt du abdrücken." Schon standen beyde gegen einander über, und Wilhelm Kommandirte: „Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Legt an! — Feuer! — Mit diesem Worte drückten beyde los, und beyde fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute. — Auf den Knall der beyden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbey gerannt, und, o Himmel! welch ein Anblick. Ohnmächtig sank sie bey ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblick den letzten Athemzug thaten. — Da sie von dem herbeygelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden. Den lauten Jammer der Mutter, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bey seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

### 29. Das Sterbebette eines redlichen Vaters.

Ein kranker Vater vieler Kinder merkte, daß er immer schwächer wurde, und ließ

daher den Arzt zu sich kommen und fragte ihn, ob er glaube, daß er wieder aufkommen würde? dieser fühlte seinen Puls, zuckte die Achseln, und sagte: Freund! höchstens haben Sie noch zwey Stunden zu leben. — Dies schreckte den redlichen Mann gar nicht. Er drückte ihm zärtlich die Hände, und bat ihn, sich zu entfernen. Hierauf mußten alle seine Kinder um sein Bette treten. „Ich sterbe,“ sagte er zu ihnen mit bebender Stimme, „nun ist alle Lust dahin, die ich auf der Welt genossen habe, und wenn ich jetzt Kaiser wäre, so würde ich in meinem ganzen Kayserthume nichts aufbringen können, das mich erquickern könnte. Aber das erquickt mich, daß ich überzeugt bin, daß Gott mit mir durch meinem Heiland ausgesöhnt ist, und daß ich meinen Gott und Nebenmenschen redlich gedient, besonders euch, ihr lieben Kinder! zu allem Guten erzogen habe. Ich hinterlasse euch wenig. Gott wird aber dieß Wenige segnen, weil ich ihn gefürchtet, und niemals einen ungerechten Heller in mein Haus gebracht habe. Ich hinterlasse euch über-

bleß die guten Lehren, die ihr von Jugend auf von mir bekommen habt, die sind mehr als Gold werth. Befolget sie, so wird es euch wohl gehen. Sie werden euch bey euren Widerwärtigkeiten trösten, und im Tode stärken." — Seine Kinder zerflossen beynabe in Thränen. Der fromme Vater blieb aber gesetzt. Er hob seine zitternde Hand in die Höhe, und sprach: „Der Gott, der mich mein Lebenslang ernährt hat, sey euer Versorger! Sein Geist leite euch auf dem Wege der Tugend, und lasse mich euch alle im Himmel wieder finden! — Nun sank er kraftlos auf sein Kissen zurück. Seine Augen waren gen Himmel gerichtet, seine Lippen bewegten sich, als wenn er betete. In diesem Zustande lag er noch eine Viertelstunde. Dann athmete er dreymal mit einer Heftigkeit, röchelte und starb! — Seine Kinder standen einige Minuten wie betäubt da. Ihre Augen waren alle auf den erblaßten Vater gerichtet, der mit einer so ruhigen Mine da lag, als ob er schlummerte. Endlich unterbrach der älteste Sohn das Stillschweigen. „Wie kön-

nen wir es unserm Vater besser verbanken, sprach er, was er an uns gethan hat, als wenn wir seine Lehren befolgen! Kommet, liebste Geschwister, laßt es uns einander versprechen." — Sie gaben einander die Hände, mit der Versicherung, daß sie niemahls Gott und die Tugend verlassen wollten. Sie hielten es auch, was sie einander zusagten, und spürten Lebenslang, daß des Vaters Segen auf ihnen ruhete.

---

## B e s c h l u ß.

**H**osbe Tugend.  
 Wohn in meiner Brust!  
 Für das Alter, für die Jugend.  
 Hast du Himmelslust.  
 Ruhm und Segen  
 Folgt der Frömmigkeit;  
 Auf der Tugend sichern Wegen  
 Blüht Zufriedenheit.

---

Dem kleinen Weilschen gleich, das im  
Verborgnen blühet,  
Sey immer fromm und gut, auch wenn  
dich Niemand siehet.

Recht thun, und edel seyn und gut,  
Ist mehr, als Geld und Ehr;  
Da hat man immer guten Muth  
Und Freude um sich her;  
Und man ist brav, und mit sich eins,  
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

---

---

## Inhalt.

---

1. Der kleine wohlthätige Mirtel.
2. Der brave Mann.
3. Drey junge Reisende.
4. Der gute Sohn.
5. Liebe um Liebe.
6. Die frommen Kinder.
7. Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.
8. Gespräch zwischen einem vornehmen Herrn und einem armen Greis. Nebst einer Fortsetzung.
9. Thue Gutes und vermeide Böses, auch im Verborgenen.
10. Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.



- 
11. Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.
  12. Ein Beyspiel großmüthiger Wohlthätigkeit.
  13. Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.
  14. Das belohnte Mitleiden.
  15. Die Macht der kindlichen Liebe.
  16. Denke nichts Urges von deinem Nächsten.
  17. Die aufrichtigen Kinder.
  18. Die Klätcherin.
  19. Fachjon.
  20. Eine sonderbare Dankagung.
  21. Die treue Magd.
  22. Das Schwerste und das Leichteste.
  23. Von einem merkwürdigen Korbmacher.
  24. Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Gesichts.

- 
25. Die Folgen einer schlechten Erziehung.
  26. Die Belohnung guter Aufführung.
  27. Die gewonnene Mutterliebe.
  28. Trauriges Schicksal zweyer vorwitzigen Knaben.
  29. Das Sterbebette eines redlichen Vaters.
-

